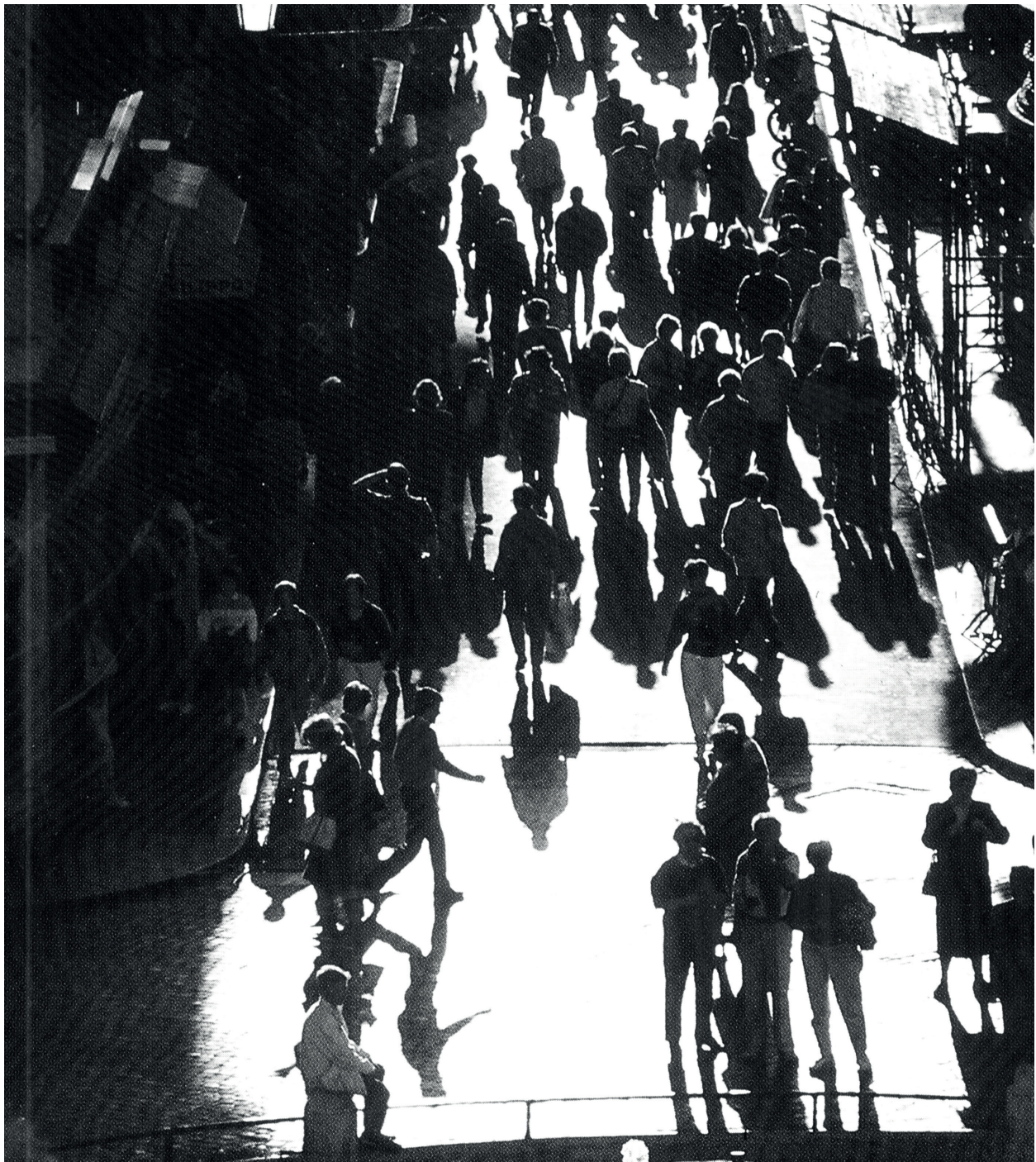




# Literaturpreis 2017



Katholische Erwachsenenbildung  
Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

# IMPRESSUM

## **Katholische Erwachsenenbildung der Diözese Rottenburg Stuttgart e.V.**

Stuttgarter Hefte/ 61

Beiträge zur Katholischen Erwachsenenbildung

Herausgeber: Katholische Erwachsenenbildung

Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Jahnstraße 30, 70597 Stuttgart

Leitung und Geschäftsführung: Christine Höppner

1. Vorsitzende: Gabriele Pennekamp

Das Copyright liegt bei den Autorinnen & Autoren

Satz: Helga Hansel Grafik & Design



## Liebe Leserin, lieber Leser,

mit dieser Ausgabe der „Stuttgarter Hefte“ halten Sie die Dokumentation des 5. Literaturpreises der keb Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. in der Hand. Diesmal hatte die Jury des Literaturpreises die Aufgabe, aus 337 Einsendungen drei Preisträger zu ermitteln, was alles andere als einfach war. Schließlich fiel die einstimmige Entscheidung für die Texte der beiden Preisträgerinnen und den des Preisträgers, die Sie in diesem Heft finden sowie noch einige weitere Beiträge aus dem Wettbewerb.

Die Lyrik- und Prosatexte zum Thema „Menschen sind wir: Alle“ hätten unterschiedlicher nicht ausfallen können: Neben der Auseinandersetzung mit der ganzen Spannweite menschlichen Lebens, beschäftigen sich auch etliche Texte mit der Flüchtlingsproblematik und einige mit den Folgen von Ausgrenzung oder Behinderung.

Wir freuen uns über die große Resonanz, die der Literaturwettbewerb der keb wieder gefunden hat und bedanken uns bei allen, die daran teilgenommen haben, sehr herzlich, besonders bei jenen, die uns das Recht auf den Abdruck ihres Beitrags gegeben haben.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

**Gabriele Pennekamp**

Vorsitzende krb DRS e.V.



## PROGRAMM

## INHALT

### **Begrüßung**

Gabriele Pennekamp, Vorstandsvorsitzende keb DRS

### **Musikalisches Zwischenspiel**

Rainer Balbach, Thomas Specker

### **Einführung ins Thema**

Dr. Michael Krämer, Literaturwissenschaftler

### **Musikalisches Zwischenspiel**

Rainer Balbach, Thomas Specker

### **Laudatio zum 3. Preis**

Lesung Dr. Antje Droßmann

### **Musikalisches Zwischenspiel**

Rainer Balbach, Thomas Specker

### **Laudatio zum 2. Preis**

Lesung Heiner Feldhoff

### **Musikalisches Zwischenspiel**

Rainer Balbach, Thomas Specker

### **Laudatio zum 1. Preis**

Lesung Cornelia Manikowsky

### **Musikalisches Zwischenspiel**

Rainer Balbach, Thomas Specker

### **Schlusswort**

Gabriele Pennekamp, Vorstandsvorsitzende keb DRS

### **Vorwort**

### **Pogramm/Inhalt**

### **Begrüßung**

### **1. Preis Cornelia Manikowsky**

### **2. Preis Heiner Feldhoff**

### **3. Dr. Antje Doßmann**

Weitere Texte

**Bettina Fügemann**

**Chandal Meirelles Nasser**

**Lauritz Müller**

**Erica Natale**

**Bio – Bibliographie**

**Stuttgarter Hefte**

**1**

**2**

**3**

**4**

**5**

**7**

**10**

**15**

**17**

**18**

**19**

**21**

## Meine Damen und Herren, verehrte Gäste, ich begrüße Sie sehr herzlich.

Ein besonderes Willkommen gilt vor allem unseren Preisträgern: Cornelia Manikowsky aus Hamburg, Antje Doßmann aus Bielefeld und Heiner Feldhöff aus Oberdreis. Wir freuen uns, dass Sie heute bei uns sind, den weiten Weg nach Kirchheim nicht gescheut haben und dass Sie nachher Ihre Texte lesen werden.

Ganz herzlich begrüße ich auch die Musiker, Thomas Specker und Rainer Balbach.

Zum fünften Mal verleiht heute die keb, die Katholische Erwachsenenbildung Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V. ihren Literaturpreis. Als Vorsitzende des preisstiftenden Vereins, mein Name ist Gabriele Pennekamp, ist es mir eine große Freude, Sie zu dieser Feier begrüßen zu dürfen. Ich freue mich, dass Sie alle gekommen sind.

Warum verleiht die Dachorganisation der Erwachsenenbildung in der Diözese Rottenburg-Stuttgart einen Literaturpreis? So können Sie fragen. Und deswegen will ich das an dieser Stelle begründen:

Mit unseren Literaturwettbewerben haben wir über die Jahre weit mehr als 1000 Menschen erreicht und zum Schreiben verführt. Der Wettbewerb als Schreibanimation steht im Zentrum. All diese Menschen haben sich mit Themen auseinandergesetzt, mit Sprache und mit literarischer Gestaltung.

Allein an diesem Wettbewerb haben 337 Personen teilgenommen.

Nun hat das literarische Schreiben und natürlich das Lesen literarischer Texte gerade für eine Einrichtung der Erwachsenenbildung besondere Bedeutung: Denn Sprache und Kommunikation sind für uns die wesentlichen Elemente, in denen sich Bildung abspielt.

Um literarische Texte wahrzunehmen und zu verstehen ist hilfreich, wenn wir über eine möglichst differenzierte und ausdrucksstarke Sprache verfügen, eine Sprache, die sich nicht in Klischees ergeht, eine Sprache, die sich den Reichtum des Ausdrucks erhält, gerade in einer Zeit, in der sie Gefahr läuft zu verarmen, sei es durch die Kurznachrichten in den Sozialen Medien, durch Twitter oder Whatsapp.

Und wo anders sollten wir die Sprache, die uns so wichtig ist, lernen als bei den Menschen, die schreiben, bei Autorinnen und Autoren – bei

Dichterinnen und Dichtern vielleicht noch mehr. Und deswegen laden wir Schreibende ein, zu einem bestimmten Thema zu schreiben, das uns in der keb gerade umtreibt, das wir für wichtig halten. In diesem Jahr war es: Menschen sind wir: Alle.

Für den Wettbewerb ging es uns darum, das Menschsein von Menschen, von allen Menschen in den Vordergrund zu stellen. Dabei sollten gerade jene im Vordergrund stehen, denen bisweilen das Menschsein abgesprochen wird, sei es weil sie schwach sind, sozial am Rande leben, anderer Religion oder Herkunft sind oder weil sie mit Behinderungen leben müssen.

Und natürlich haben wir gehofft, dass nicht nur die gleiche Menschlichkeit von Menschen betont wird, sondern auch deren sozialen und politischen Konsequenzen deutlich werden. Das ist in vielen Beiträgen auch geschehen. Und dafür sind wir als Veranstalter sehr dankbar.

Gleichwohl ist dieser Wettbewerb dann aber auch ein Literaturwettbewerb. Und so hatte die Jury die Aufgabe, neben dem thematischen Aspekt, auch die sprachliche und literarische Gestaltung zu berücksichtigen.

Das Ergebnis können Sie heute hören: Die beiden Preisträgerinnen und der Preisträger werden nachher die gewürdigten Beiträge vorlesen.

Nach einer kurzen Einführung in die Thematik des Wettbewerbs, hören Sie die Laudatio auf die einzelnen Preisträger, beides durch Herrn Dr. Krämer. Nach der Preisverleihung findet jeweils die Lesung statt.

Musikalisch werden die Beiträge umrahmt von Kirchenmusikdirektor Thomas Specker am Klavier und Rainer Balbach am Cello. Dafür an dieser Stelle schon ein herzliches Dankeschön.

Uns allen wünsche ich, dass diese Feier zu einem kleinen Fest der Sprache wird. In diesem Sinne lade ich Sie jetzt ein: Genießen Sie die Musik, genießen Sie die Worte und Texte unserer Preisträger.

Jetzt darf ich Sie um den musikalischen Auftakt bitten.

**Gabriele Pennekamp**  
Vorsitzende keb DRS e.V.

# 1. PREIS

## 1. Preis Cornelia Manikowsky

weil wir Kinder waren, weil wir alles sehen und alles hören und alles riechen und schmecken und haben und anfassen und in den Mund stecken wollten, immer alles in den Mund stecken und für uns behalten wollten, festhalten, die ganze Welt und noch viel mehr und sofort und immer, weil wir alles benennen und verstehen und für alles Wörter haben wollten, weil wir die Welt waren und die Welt aber viel größer war, weil die Mutter nicht da war oder nicht zuhörte und an etwas anderes dachte, weil wir größer wurden und weil die Welt immer noch größer wurde, unermesslich groß, bis wir kaum noch zu sehen waren vor lauter Welt; dünne piepsige Stimmchen im Getöse, die vorsichtig „hallo“ sagten und „hier bin ich“ und „ich“ und „ich“ und immer wieder „ich“, immer leiser und verschwindender und fragender, weil wir immer kleiner wurden, bis wir am Ende tot sein werden wie alle Kinder vor uns und nach uns und weil wir nicht wissen, was dann sein wird und ob dann wirklich nichts ist, einfach nichts, auch wenn man sich das gar nicht vorstellen kann und dann ohnehin alles umsonst gewesen wäre und wir es also auch gleich hätten sein lassen können, und weil es dennoch Eidechsen gibt und Kiefernadeln und Muschelkalk, auch da, wo es schon lange kein Meer mehr gibt und weil es den Mond gibt und die Sonne und die Sterne und Meteoriten und Planeten und Sternen- und Mondstaub, weil viele Sterne schon lange verglüht sind und weil wir sie trotzdem noch sehen, während wir auf der Erde geboren werden und leben und alt werden und sterben, weil wir älter und größer werden, weil wir irgendwann „die Großen“ sind und auf eine neue Schule kommen und dann noch größer und noch älter werden und nochmals auf eine neue Schule kommen und schließlich so groß wie unsere Eltern sind und von zu Hause weggehen und uns verlieben und selber Kinder bekommen oder auf die Liebe warten und hoffen und verlorenen Lieben hinterher weinen und zornig sind und gekränkt und dann längst alles wieder von vorn angefangen hat, weil im Wald die Rehe herumlaufen und die Wildschweine und Hirsche und weil es Fische und Frösche in den Teichen und Wasserlöchern gibt und weil da auch Kröten und Mücken leben, unendlich viele Mücken, die uns in die Haut stechen, so dass wir kratzen müssen in den Nächten und nicht schlafen können, weil es juckt und brennt und anschwillt, auch wenn sie das tun müssen, weil auch Mücken leben wollen oder müssen oder sollen für die Frösche und weil

die Frösche für die Störche leben und weil erst die Störche einfach so leben, wenn wir sie lassen und wenn sie genug zu fressen finden, und weil sie auch ein wenig für uns leben, fürs Auge und fürs Herz, weil sie so schön aussehen, gravitatisch und gelassen auf der Landstraße stehen und die Autos ansehen oder oben auf dem Dach einer Scheune, in einem Nest auf einem alten Wagenrad, und weil der Einzug der Störche jedes Jahr etwas Besonderes ist, als stünde für einen Moment die Zeit still oder als begegne man sich selbst, wie dem eigenen Spiegelbild in den Augen des anderen, und weil es Hafenkräne gibt und Containerbrücken und Containerschiffe und weil die Sonne hinter den Hafenkränen und den Containerterminals untergeht und plötzlich alles rot ist und leuchtend und wir auf die Schiffe sehen und den Warnsignalen der Containerfahrzeuge hinterherhören und die Wellen an den Strand schlagen und unsere Füße nass machen und manchmal auch den Körper, auch wenn wir schnell zurückspringen und schrill auflachen und kreischen und ab und an einer ganz nass wird oder seine Schuhe wegschwimmen sieht und aufschreit und schimpft, auch wenn er später darüber lachen kann und die Geschichte wieder und wieder erzählt und obwohl es schöne Schuhe waren und vielleicht auch ganz neue und er barfuß nach Hause gehen musste, über die Straßen und durch Glasscherben und Schmutz, und weil einem manchmal jemand unverhofft die Tür aufhält oder die aus der Tasche kullernden Äpfel für einen aufsammelt und weil es dich gibt und auch weil man so oft nichts tun kann, obwohl man es möchte und obwohl man das Elend sieht und sehen muss, einfach nichts tun kann, gar nichts, und alles nur ein hilfloses Was-tun-Wollen und Nichts-tun-Können und Lieber-die-Augen-Zumachen ist und es trotzdem weiter geht, weil die Ankunft der Störche an die Geburt eines Kindes erinnert, an den Tod und an den Untergang der Sonne hinter den Hafenkränen, auch wenn es danach wieder weitergeht mit Arbeiten und Aufräumen und Einkaufen und Staubsaugen und Kinder-in-die-Schule-Bringen und Kinder-wieder-Abholen und Zeitungslesen und Nichts-tun-Können und Altwerden und Einlagen-Bekommen und Haarausfall und dann auch noch der Müll runtergebracht werden muss und der Kaffee alle ist, auch wenn sie Dreck machen, rund um die Nester, in regelmäßigen Abständen den Dreck aus den Nestern werfen, Mäuseknochen und Reste von Fröschen und

Eidechsen und Kröten und Hamstern, und manchmal sagt jemand etwas, das man nicht erwartet hat, ein Mann spricht von der Liebe zu seiner Frau, dem Unglück und dem Alleinsein, als alles auseinander ging, dem Warten und Hoffen und Bangen, wenn das Telefon nicht klingelt und niemand vor der Tür steht und weil wir das alle kennen und dann Kaffee kaufen und den Müll runterbringen

und dabei die Warnsignale der Containerfahrzeuge hören und das Schreien der Möwen und an die Störche denken, im Sommer, auf dem Land, oder früher, als wir Kind waren und alles sehen und hören und riechen und schmecken und anfassen und in den Mund stecken wollten, als wir alles haben und uns nicht bescheiden wollten. ■

### 2. Preis Heiner Feldhoff

#### Überdachter Innenhof

##### Aufzeichnungen

Sie verstehen sich nicht: sie sprechen dieselbe Sprache.

Ich wohne schon so lange hier, daß es immer mehr Leute gibt, die mich nicht grüßen.

Der schöne Vorname der Frau, die jahrelang meine Nachbarin gewesen ist und mit der ich kaum ein Wort gesprochen habe. Jetzt an ihrem Grabstein, unter dem sie seit mehr als zehn Jahren ruht, lese ich ihn zum ersten Mal: Carminele.

Ein fremdes Leben kriegt man (als Pfarrer, Psychologe, Biograph) leichter in den Griff als das eigene.

Ach, angehimmelter Mond – wirst auch von mir nicht verschont.

Schöne Vorstellung: voneinander weit entfernt dasselbe Buch lesen.

Schönes Tuwort: verplempern.

Ich hatte Glück, mein Leben verlief langweilig.

Statt „shoppen“ gehen sei die Rede von „überflüssigen Einkaufsstreifzügen“.

Wie ich die Leute bemitleide, die niemals lange fackeln. Lange zu fackeln – welch wunderbar wärmendes, leuchtendes Tun unter finsternen Himmeln.

Tautologie: Die fremde Frau

Adam, nach der Vertreibung aus dem Paradies: evakuiert.

Auf dem Weg zur Stadtbibliothek, um mir ein Buch aus der Fernleihe abzuholen, passiere ich die Judengasse – endlich hat ihr der Stadtrat von H. den alten Namen zurückgegeben, mit denkbar knapper Mehrheit.

Heute nacht im Traum in Tränen aufgelöst angesichts jenes Berges von Kinderschuhen.

Mein Bruder kümmert sich um eine Familie aus Syrien, gibt ihr Deutschunterricht, füllt für sie Formulare aus usw. Darüber will ich nun meinerseits etwas Freundliches zu Papier bringen, etwas in freien Versen, Palmyra und Aleppo sollen darin vorkommen, neben Mülheim an der Ruhr. Zwei Brüder, syrisch engagiert der eine, lyrisch der andere. Beides ist respektabel, rede ich mir ein.

Auf Bildern des türkischen Fernsehens ein einbeiniges fröhliches Flüchtlingskind, mit einer von der EU gespendeten Prothese, sagt der deutsche Sprecher.

Manchmal möchtest du dem Herrgott sein eigenes Gebot entgegenschleudern: Du sollst nicht töten!

Der Fünfjährige sprach von einer „mittleren Katastrophe“.

Hierzulande werden jedes Jahr mehr Kinderbücher gedruckt als Kinder geboren.

Mein Mißmut manchmal. Aber die Kinder um mich herum haben etwas dagegen.

Lebensglück ist Künstlerpech.

Er verbrachte lange Jahre seines Lebens hinter Göttern.

Angst vor der Zukunft? Ich habe mehr Angst vor der Vergangenheit. Was, wenn ich sie recht bedenke, wird dabei noch alles herauskommen.

Mein erster Besuch bei der Mutter im Altenheim. Zurück in ihrer verlassenen Wohnung, finde ich im Bücherschrank das Buch Niemand muß ins Heim.

## 2. PREIS

Der Großvater. Auch wenn er sprach, brach er das Schweigen nicht.

Dieser Lärm: Das Leben ist nichts als eine verkrachte Existenz.

Daß er statt Tarifgagen Tiefgaragen las, mochte noch angehen. Warum aber wurde ihm die Landleibe zum Ladendieb? Und Diogenes zur Diagnose?

Aber nicht ohne Stolz Pelzstola gelesen als Pestalozzi.

Und so verliert sich Johann Peter Hebel: Meriten statt Minoriten, Mammutsknochen statt Mahometsknochen; der Seminarist wird ihm zum Seeminister.

In den alten Zeiten kamen bei Familienfesten im Dorf die Kochfrauen ins Haus.

Du taugst auch nix, sagte sie zu ihm auf dem Dorffest. Noch Jahre später zitierte er diesen Satz, noch immer geschmeichelt.

Wenn das Telefon bei der Tante Hilde läutete, ordnete sie, bevor sie an den Apparat ging, ihr Haar.

Der Zwölfjährige, zu Besuch bei den Großeltern auf dem Lande, erklärte den Unterschied zwischen Schwadern und Zettern. Verwies sie zudem auf den kostenlosen Download eines Agrar-Simulators.

Es gibt kein nichtiges Leben, auch im falschen nicht.

Ein Sorgeberechtigter soll Emmas Zeugnis unterschreiben, lese ich, der Vater ihres Vaters. Und mache mir bei diesem Ausdruck berechnete Sorgen!

Du solltest dich lieber in lieber Nachrede üben denn in übler.

Die deutlichste Stimme: die verschleierte.

Sie nannten seine Menschenscheu schlicht Sozialphobie.

Auch die Unansehnlichen sind ansehnlich, gerade sie.

Etwas zu wissen, puh, wie langweilig. Abgehakt, fertig. Aber etwas zu glauben ...

Du, da fällt mir ein, ich habe zu dir nie Sie gesagt. Eigentlich schade.

Der Kunde: Da sehen Sie die Bescherung! Sagten Sie nicht, die Schuhe halten bis an mein Lebens-

de? Der Schuster: Verehrter Herr, Sie sahen damals auch sehr schlecht aus.

Im Ristorante Da Signora sehe ich, wie die Chefin der alten Frau in den Mantel hilft, ihn sorgfältig zuknöpfte, den Schal ordnet und ihr einen Kuß auf die Wange gibt zum Abschied.

Daran soll es nicht scheitern, sagte die Kellnerin, als ich zum Espresso um etwas Kondensmilch bat.

Clemens Wilmenrod, der erste Fernsehkoch, begrüßte seine Zuschauer mit den Worten „Ihr lieben goldigen Menschen.“ Eines seiner Gerichte liebte ich, ich war 15, 16 Jahre alt, allein um seines Namens willen: Spaghetti nach Art der Schwarzen Carola.

„Die sogenannten Menschen sind fast durchgängig nichts anderes als Wassersuppen mit etwas Arsenik.“ An dieser Definition Schopenhauers reizt mich weniger die Wassersuppe als die Formulierung „sogenannter Mensch“. Daß da ein scheinbar unantastbares Grundwort in Frage gestellt wird – danke, Arthur! Doch beim Weiterdenken brummt mir der Schädel, dieser Wasserkopf.

Es gibt wenig Menschen, schreibt Paul aus Paris an Hans in Köln.

Unterwegs in Weimar. Vor einem Gasthaus das Schild Überdachter Innenhof. Kein schlechter Titel für einen Ort, wo deutsches Dichten und Denken aufgehoben ist.

Weniger Licht!

Unterwegs, im Wald, spreche ich auf einmal das Wort Deutschland so vor mich hin. Prompt läßt mich der herrische Ton der ersten Silbe stillstehn, doch das schwach betonte -land schenkt mir jenes bißchen Vertrauen zurück, das ich zum Weiterlaufen brauche.

Der CNN-Reporter, der neben dem Leichenberg steht und sich erst einmal schminken läßt. Und ich, der das ungeschminkt aufschreibt.

Wo aber Retter sind, wird es gefährlich.

Jedes weitergehende Leben hat die verdammte Pflicht zur Wiedermutmachung.

Aus einer Wegbeschreibung: Wenn Sie glauben, Sie haben sich verirrt, sind Sie da.

Widerstand ist zwecklos. Genau! Zweckloses ist Widerstand. ■

### 3. Preis Dr. Antje Doßmann

Samirs Bart

Man kann sich an fast alles gewöhnen. Man kann sich daran gewöhnen, in einem fremden Bett zu liegen, das in einem fremden Zimmer steht, das sich in einem fremden Haus befindet, das in einer fremden Stadt errichtet wurde. Man kann sich an das gleichmäßige Rauschen der Autos vor dem Fenster gewöhnen, an das Hupen, sogar an die manchmal aufheulenden Sirenen, die einem anfangs noch den Schrecken in die Glieder zurückgejagt haben. Man kann sich an den komischen Geruch der Bettdecke gewöhnen, unter der man weint, an das kühle, glatte Linoleum unter den Füßen, wenn man endlich die Kraft gefunden hat aufzustehen. Man kann sich an die plötzliche dauernde Anwesenheit des Vaters gewöhnen, an sein Marmorgesicht und an die zerbrechliche Stille, die eintritt, wenn die Mutter einen versehentlich mit dem falschen Namen angesprochen hat. Man kann sich daran gewöhnen, dass die Schwestern nicht mehr lachen. Man kann sich an eine fremde Sprache gewöhnen. Man kann sich aber nicht daran gewöhnen, kein Spiegelbild mehr zu haben.

Solange er denken konnte, war Samir vor ihm wach gewesen. Immer. Als wäre das ein Gesetz, das etwas mit den 21 Minuten zu tun hatte, die Samir vor ihm auf die Welt gekommen war. Und wie wach er gewesen war. Von-jetzt-auf-gleich-wach. Nadim-was-machen-wir-heute-wach. Nadim-jetzt-mach-schon-endlich-die Augen-auf-wach. Und manchmal, wenn er ihn morgens in aller Frühe mit einem Stöckchen an der Fußsohle gekitzelt hatte oder, wenn das nichts half, ihm seinen stinkenden Socken ins Gesicht geworfen hatte, dann hatte er Samir auf den Mond gewünscht. Oder in die Wüste. Oder sonstwohin. Nur ganz bestimmt nicht an den Ort, an dem er jetzt angeblich war, an dem er sich seinen Bruder aber einfach nicht vorstellen konnte. Eher sich selbst. Es sei denn, es werden im Paradies Boten gebraucht, die nie stillsitzen und ständig irgendwelche himmlischen Nachrichten von einem zum anderen tragen. Spaßvögel. Oder Geschichtenerzähler. Dann wäre es vielleicht doch ein guter Ort für Samir.

Morgens, wenn die Sonne aufgeht, sind die Toten manchmal bei uns. Nicht alle Toten natürlich, sondern nur die, die wir rufen, hatte Ibrahim gesagt, und ausgerechnet diesen Satz hatte Samir aufge-

schnappt, als er einmal bei einer seiner vielen Runden, die er täglich über den Hof drehte, kurz bei ihnen vorbeigeschaut und auch sie umkreist hatte wie ein Hirtenhund. Denn natürlich hatte er sich nicht wie fast jeder andere Mensch, auf die Bank setzen können, auf der Ibrahim und er inzwischen die meisten Nachmittage verbrachten - Ibrahim, weil es kein Vieh mehr gab, das es zu hüten galt und er, Nadim, weil es kaum noch Pflichten gab, die er nach der Schule auf dem Hof erledigen musste. Wie man das denn machte mit dem Rufen der Toten, hatte Samir plötzlich wissen wollen von Ibrahim und war mit blitzenden Augen und wie immer ziemlich roten Wangen sogar stehen geblieben, um die Antwort abzuwarten. Und er hatte sich geschämt für ihn. Nie hätte er selbst eine Frage wie diese, obwohl sie auch ihn beschäftigte, so direkt an Ibrahim gestellt wie Samir, der immer gleich mit allem herausplatzen musste, was ihm durch den Kopf ging. Als hätte er keine Zeit, erst einmal in Ruhe über das nachzudenken, was Ibrahim gesagt hatte. Aber Sätze, in denen das Wort Ruhe vorkam, waren sowieso nicht nach seinem Geschmack. Jedenfalls schien Samir damals gedacht zu haben, dass es bei der ganzen Sache mit dem Rufen der Toten einen Kniff geben müsste, den er unbedingt und möglichst sofort lernen wollte. Schließlich hatte Ibrahim ihm ja auch das Pfeifen auf zwei Fingern beigebracht, den Eulruf, und wie man Glas zum Singen bringt.

Doch schon als Ibrahim daraufhin gesagt hatte, man müsste sich bloß ein bisschen Zeit nehmen, um an die Toten zu denken, und dass die Erinnerung ein Pfad wäre, auf dem man nicht rennen durfte, hatte Samir seine Runden um die Bank wieder aufgenommen, als wollte er sich von diesem Thema nicht einholen lassen. Als sich auch noch herausstellte, dass die Toten, die einen dann - vielleicht - besuchen kämen, gar nicht richtig zum Anfassen wären, sondern nur irgendwie anders da sein würden, in einer Art, die zugegebenermaßen auch er nicht ganz verstanden hatte, war Samir, den es nie lange an einem Ort hielt, davon gesehelt. Ein weißer Falter im taumelnden Flug, der schnell kleiner geworden war und der ihnen am Ende des Wegs, bevor er hinter einer Kurve verschwunden war, noch einmal zugewunken hatte,

### 3. PREIS

in der sicheren Gewissheit der Glücklichen, dass sie beide ihm nachsahen, Ibrahim mit einem Lächeln in den zusammengekniffenen Augen, das ihm einen Stich gegeben hatte, er selbst mit einem erleichterten Ausatmen.

Wenn es um Samir geht, bekommen seine Gedanken schnelle Füße. Auf dem Pfad der Erinnerung kann er so nicht laufen. Also legt er sich Blei in die Schuhe, zieht die Decke über den Kopf und geht in der Schwärze, die ihn nun umgibt, langsam zurück zum letzten Tag seines Lebens. Es war sehr heiß an diesem Tag, noch einmal über 35 Grad, doch mit der einbrechenden Dämmerung kam die ersehnte Abkühlung. Der Mond schien, und aus der großen Wiese, auf der die vom Vater gepflanzten Olivenbäume verwilderten, stieg ein Duft empor, von dem er noch nicht wusste, wie sehr er ihn vermissen würde. Eine Amsel sang, und die Hühner gackerten leise. Für einen Augenblick, so schien es, war der Frieden auf den Hof zurückgekehrt und setzte sich zu ihnen auf die lange Bank vor dem Haus. Wo sie, seit die Gefechte sich über die Grenzen der Stadt hinaus verlagert hatten und zweimal bereits bewaffnete Kämpfer auf dem Rückzug über ihren Hof gelaufen waren, in Wahrheit schon lange nicht mehr sicher waren. An ihrem Aufbruch nach Deutschland, wo es Verwandtschaft gab - dem gnädigen Schicksal sei Dank, wie die Mutter mindestens dreimal am Tag ausrief - hinderte sie nur noch eine fehlende Urkunde. Oder ein Geschäft, das der Vater gerne noch getätigt hätte. So genau hatte er, Nadim, es nicht verstanden. Nur dass sie weggehen und die letzten Tiere, die sie noch hatten, zurücklassen mussten, wusste er. Und dass Ibrahim nicht mit ihnen gehen würde. Er gehört nicht zur Familie, hatte die Mutter ihm erklärt, als er sie gefragt hatte, erst geduldig und leise, dann, als er nicht aufgehört hatte zu bitten und zu betteln, laut und zornig, bis sie ihm schließlich eine Mauschelle gegeben hatte, womit die Angelegenheit für sie erledigt war.

Aber was wusste sie schon von seiner Familie? Was wusste sie schon davon, das Ibrahim und die Ziegen und die Hunde und die Hühner ihm an manchen Tagen mehr Familie waren als sie und der ferne Vater, mehr als die vier älteren Schwestern, die süß rochen, lieb waren, lustig und zärtlich, aber mit ganz anderen Dingen beschäftigt als er selbst. Dass Ibrahim und die Tiere dann sogar mehr Familie für ihn waren als Samir, den alle

vergötterten, weil er so sonnig war, ein Spaßvogel eben, während die Schwestern ihn, Nadim, an solchen Tagen „Abbas“ nannten, den Düsteren. Und natürlich war es Samirs Idee gewesen und nicht seine, noch einmal eine Runde „Ratet wer ich bin“ zu spielen, eines der vielen Spiele, die er im Jahr zuvor erfunden hatte, als die Besuche der Nachbarn ausblieben, es still wurde auf ihrem Hof. Samir hatte an diesem Abend jeden einzelnen von ihnen eingeladen, extra und persönlich. Sogar die mürrische Rana, die solange bei ihnen lebte, wie er denken konnte und ebenfalls nicht mit ihnen gehen würde. Was ihn weit weniger schmerzte als der Abschied von Ibrahim.

Samir hatte sich also in den Kopf gesetzt, ein letztes Mal „Ratet wer ich bin“ zu spielen, und alle waren gekommen. Auch er hatte auf der Bank Platz genommen, obwohl er eigentlich gar keine Lust auf das Spiel hatte und fest gewillt war, diesmal keine Miene zu verziehen, wenn Samir sie alle nach Zirkusdirektorenart willkommen heißen würde. Und dann hätte er beinahe fast schon in der ersten Minute gelacht, weil Samir auf einmal so tat, als hätte er eine Fliege verschluckt, einen grässlichen Hustenanfall markierte, wie wild auf und ab hüpfte, sich mit dem Hinterteil zu seinem Publikum krümmte und dabei ein lautes Furzgeräusch machte, wofür er sich umständlich und in scheinbar höchster Verlegenheit entschuldigte.

Danach hatte er angefangen, sie nachzuahmen, einen nach dem anderen, und so gut wie an diesem Abend war Samir noch nie. Schon als er die Mutter spielte, wie sie erst mit in die Hüften gestemmt, dann wild durch die Luft zirkelnden Händen aus der Haustür trat und Anordnungen in alle Ecken des Hofes zu brüllen schien, konnte er das Lachen nicht mehr unterdrücken und schrie mit den anderen um die Wette: „Mutter, Mutter“. Auch Rana war nicht schwer zu erraten, weil es Samir irgendwie gelang, gleichzeitig seine Backen aufzublasen und die Mundwinkel tief sinken zu lassen, und es dauerte keine Minute, da riefen alle auch ihren Namen in die Nacht, die sich langsam über sie senkte. Alle, bis auf Ayasha, die Erstgeborene, die eine spitze Zunge hatte und stattdessen „Tatsi“ rief, und Tatsi war die älteste Hündin auf dem Hof, ein faltiges Tier mit triefenden Lefzen und hängendem Leib. Ihn selbst, seinen Zwilling, hatte Samir beim Schnitzen nachgemacht, mit übertrieben eifrig zwischen den Zähnen mitarbeitender Zunge zwar,

### 3. PREIS

aber nicht gemein. Denn gemein war Samir eigentlich nie, nur erstaunlich genau für einen, von dem man dachte, dass er nie so richtig da war, immer auf dem Sprung.

Zum Schluss, als das Ganze hinauslief auf ein Ende, das nicht vorgesehen war, das im Leben nicht vorgesehen war, für Samirs harmloses Spiel, war nur noch Ibrahim übrig. Und hätte sich Samir nicht in den Kopf gesetzt, dem Freund und Vertrauten auch seiner Tage, was er, Nadim, manchmal vergaß, eine Art Abschiedsgeschenk zu machen, wäre alles anders gekommen und würde Samir noch leben. Aber das kann man nicht wissen. Das kann man bloß denken. Und wünschen. Wünschen.

Nun ist nur noch Ibrahim übrig. Nun warten alle auf Samirs letzte Pantomime. Nun sind alle gespannt und erfasst von einer plötzlichen wilden Lach- und Schreilust, die sie unaufmerksam werden lässt. Und Samir lässt sie zappeln. Ein letztes Mal. Kramt und kramt in den vielen Taschen seiner Kleidung herum und wendet sich schließlich ab von ihnen und hin zur Schuppenwand. Anscheinend will er irgendetwas vor seinem Gesicht befestigen, wie sie schemenhaft erkennen können. Inzwischen schreien sie alle: „Samir, Samir“, als gelte es, ihn anzufeuern beim Kampf gegen einen Gegner, der unsichtbar ist. Und daher überrascht es auch niemanden, sondern halten es alle für einen seiner üblichen Scherze, als Samir plötzlich in die Knie sackt, als gehe er k.o. oder als wolle er beten. Dann kippt er, wie sie es früher, als sie noch Krieg gespielt hatten, schon hundertmal gemacht haben, im Zeitlupentempo nach vorne, und bleibt mit seitlich verdrehtem Kopf liegen. Und er, Nadim, merkt nicht einmal, dass diesmal etwas nicht stimmt und nie wieder stimmen wird.

Keiner von ihnen hat gehört, wie die Kugel abgefeuert wurde, die am Eisenbeschlag der Schuppentür abgeprallt und direkt in Samirs Kopf gedrungen ist. Erst als ganz in der Nähe weitere Schüsse zu hören sind, und alle aufspringen, um ins Haus zu flüchten, stellen ihre Augen, stellen ihre Herzen, stellen ihre Eingeweide eine Verbindung her zwischen Samirs Reglosigkeit und den Schüssen.

Also laufen die Männer zu Samir. Zu Samir, der einen Bart trägt. Und tot ist.

Es kommen die großen Stunden, bis sein Bruder unter der Erde liegt und er selbst, übrig geblieben,

Ibrahim sieht, wie er vor dem Schuppen vorsichtig den aus Besenborsten und Wollresten von Samir gebastelten Bart aufhebt, der seinem eigenen tatsächlich verblüffend ähnlich sieht.

Ihm aber war das letzte „Samir“, das er geschrien hat, im Hals stecken geblieben und versperrte allen anderen Worten den Weg. Dass er nicht mehr reden konnte, fiel lange keinem auf. Nur Ibrahim strich sich zum Abschied über die Kehle, als würde er das Gefühl, das er dort hatte, selbst gut kennen, und sah ihn dabei fragend an. Da hatte er genickt, und Ibrahim hatte ihm stumm eine kleine Holzkiste in die Hände gedrückt, in der er später die Tiere finden würde, die sie gemeinsam geschnitzt hatten. Und obenauf Samirs Bart.

Es ist heiß unter der Decke, und irgendetwas kitzelt an seiner Fußsohle. Eine Feder vielleicht. Oder ein Stöckchen. Hinter den dünnen blauen Vorhängen geht die Sonne auf.

Zeit aufzustehen. In einer halben Stunde wird Tarek kommen und ihn abholen. Dann werden sie zusammen mit dem Bus zu Sedad fahren, der mit ihnen deutsch lernen wird. Sedad, der schon seit vierzig Jahren in Deutschland lebt und ein bisschen aussieht wie Ibrahim in dick. Ständig rutscht ihm die Brille von der Nase. „Rate wer ich bin?“, hat er gestern zu Tarek gesagt und dabei seinen Zeigefinger über den Nasenrücken geschoben, vom unteren Ende zum oberen. Und Tarek hatte „Sedad“ gerufen und gelacht. Tarek kann wieder lachen und er wieder sprechen. Aber das ist eine andere Geschichte. Deutschland steht auf einem anderen Blatt. Man muss bloß in den Atlas schauen. ■

### Bettina Fügemann

#### Moshe - Auf großer Fahrt

Dunkelblau rollten die Wagen vorüber. Die Fenster halb zugefroren. Ich zählte bis zwölf, dann schob sich der Pelz von Großvater vor den Spalt. Mit jedem Abteil, das vorbeirauschte, kehrte die Erinnerung zurück: ich fuhr mit meiner Mutter in einem Schlafwagen, sah sie den Samtvorhang herunterlassen und die Nacht aussperren. Mame kämmte ihr Haar, dessen Spitzen die Schultern berührten. Fast hörte ich sie meinen Namen rufen: „Moshe“. Und noch einmal voller Stolz: „Moshele“, wenn ich einen Abschnitt der Gemara fehlerfrei auf sagte.

Fern dröhnte der letzte Wagen vorbei.

Der Spalt, aus dem ich den dahingleitenden Zug beobachtete, zog sich hinauf bis an das Wagengondach. Eng schmiegte ich mich an Großvater. Schneidend kalt stoben Windböen in das Innere. Im Schutz der Dunkelheit ruckte unser Zug an. Von unten klang das Schlagen der Räder. Eine Weiche ließ den Zug schwanken, bis er auf gerader Strecke ins Dunkel ächzte. Aus den Lautsprechern des Bahnhofs hallten Ansagen. Die Reihen der Bahnsteiglampen flogen vorüber. Schritt für Schritt drang ich zu meiner Mutter vor, die unter dem Guckloch mit Großvater Platz gefunden hatte. Sie streckte die Hand aus und zog mich an sich. Ich wusste, was sie dachte: er ist für sein Alter zu klein und zu mager. Doch diesmal sagte sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, nichts. Im Dämmerlicht erkannte ich kaum ihre Augen, die unter der Brille an Novembernebel erinnerten. Fest umschlang sie mich. Und ich schnurrte wie ein Kätzchen.

„Zaide, mir ist so kalt“, flüsterte ich und kuschelte mich an Großvater. Die Schultern gekrümmt, umschloss er uns beide. In diesem Augenblick schlug die Taschenuhr in seinem Mantel, so unwirklich in diesem Elend, das sie umgab und doch so vertraut. Für einen Moment lauschten wir dem Klang des Schlages, der hell und pünktlich zur Stelle war, ohne sich darum zu kümmern, welche Not ringsum herrschte. Das Murmeln und Klagen verstummte. Schweigen.

Wir Eingeschlossenen wisperten miteinander. Ohne Worte sagten wir uns, dass es vielleicht ein Fünkchen Hoffnung gäbe und dass es mit dem,

was wir gehört hatten, nichts auf sich hätte. Ein Schatten von Traurigkeit wich von Großvaters Antlitz. Umständlich kramte er die Taschenuhr hervor, strich voller Zartheit über die Initialen und brummelte: „Welch eine Schönheit, welch ein Glanz.“

Während wir die Uhr im Halbdunkel betrachteten, summt ihr Ticken wie ein Bienenschwarm im Apfelbaum und schien sekundenlang das Malmen der Räder zu übertönen. Der Zug passierte die Stadt. Die Stundenschläge der Turmuhr kündigten von der Zeit, die uns Dahinfahrenden gleichgültig geworden war. Vom Turm der Mutter-Gottes-Kirche hallten sie über die Dächer, die Pflaster, die Mauern und Häuser, huschten durch Fenster und Türen, schlüpfen über Pfade und Straßen und gelangten zu uns. Ohne Eile ertönte ein wenig später die Glocke, schwer und bedächtig. Eine Weile lauschten wir dem Wunder, bis es leiser und leiser wurde, der Schrei eines Säuglings der Illusion ein

Ende setzte und uns in die Wirklichkeit zurückbrachte.

Durch die Luke erblickte ich einen Kranz kalter Sterne, die zwischen dem Stacheldraht ihr Licht hereinschickten.

Als hätten wir eine Übereinkunft getroffen, pressten wir uns aneinander. Dicht an dicht. Die Enge beruhigte mich. Hin und wieder jammerte ein Kind, eine Frau hustete. Die Monotonie der Schienenstöße lullte mich ein, bald schlief ich, halb stehend an meine Mutter gelehnt.

Ich erwachte von der Stille. Der Zug hielt auf einem Rangierbahnhof und es war Tag. Ich drängelte mich an die Türöffnung, kroch zwischen Beinen und Gliedern, überwand Kleiderbündel und Koffer. Stimmengewirr. Wasser wurde hereingegeben. Erst jetzt merkte ich, wie durstig ich war. Draußen schrien SS-Wachen Befehle. Nach und nach schoben sie die Türen zurück und kontrollierten den Zug. Außer ihnen und den Hilfsschwestern näherte sich niemand.

Ein Zug lief aus Richtung Warschau ein, die Dampfpfeife der Lokomotive gab Signal. Reisende ström-

ten mit ihrem Gepäck auf den Bahnsteig. Manch einer blickte auf unseren Zug, der abseits auf die Abfahrt wartete. Stimmen drangen herüber. Getuschel. Polnische Vokabeln tönnten in Fetzen zu uns. Vergebens hoffe ich, Jiddisch zu hören.

„Jizdy . Jizdy“. Und wieder: „Jizdy“. Sie zeigten mit Fingern auf unsere Waggonen.

„Sie beschimpfen uns, Mame“, empörte ich mich. Mutter blickte mich gleichgültig an und klopfte den Staub von ihrem Wollmantel.

„Was beschwerst du dich? Sind wir nicht Juden?“, sagte sie in einem Tonfall, der mich beruhigen sollte. „Hast du vergessen, was du in der Synagoge gelernt hast. Du sollst gottesfürchtig sein.“

„Jede Wette, dass sie uns verachten“, schnaufte ich und betrachtete Mutter aus den Augenwinkeln.

Die Härte ihrer Worte erschrak mich. Eine Ablehnung wie diese kannte ich nicht von ihr.

Die Menschen auf dem Bahnsteig verabscheuten uns. - Das war absurd. Schließlich waren die da drüben auch nur Fremde für mich. Ich erwartete Zustimmung von Mame und stieß sie an, doch umsonst. Sie runzelte die Stirn und schaute fort. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich an Großvater zu wenden.

„Die Welt ist voller Hass. Die Christen verachten die Moslems und die Juden sowieso. Und umgekehrt ist es nicht besser“, versuchte sich Großvater, führte eine Flasche an meine Lippen und ließ ein wenig Wasser in meinen Mund tröpfeln. Auf dem gegenüberliegenden Schienenstrang entdeckte ich einen Güterzug. Die Türen der Waggonen waren aufgeschoben. Arbeiter kehrten und spitzten das Innere aus. Ich las die mit Kreide geschriebenen Zahlen auf den Schiebetüren, mal 40, mal 60, mal 90.

Ghetto Lemberg:

Am Abend ging Vater zum Judenältesten. Er wollte herausfinden, ob an dem Gerücht über die nächste Aktion etwas dran wäre. Auf dem Rückweg wollte Tate noch einmal zur Gärtnerei.

Er hatte vergessen, die Spaten ins Gewächshaus einzuschließen. Kurz vor dem Winter grub er jeden Tag mit andern Männern Gräber aus, auch am Sabbat. Wäre Tate zu Hause gewesen, hätte er es verhindert, das Mame und Zaide mit mir allein auf große Fahrt gegangen waren.

Als die Lastwagen durch unsere Straße dröhnten, rasselte der eiserne Vorhang des

Schächters herunter. Der Bäcker ließ die Ladentür ins Schloss fallen. Mit einem Mal wirkten die Straßen wie ausgestorben. Mein Vater stand auf dem Gehsteig, sah die Kolonne kommen und verschwand im Schatten eines Torbogens. Er ahnte nicht, dass wir unter der Plane Abschied von ihm nahmen.

Ich schlich an den Türspalt und schob meinen Kopf an die Kante. Von einem Bahnpolizisten, der mit dem Zugbegleiter sprach, schnappte ich auf, dass der Zug nach Rawa-Ruska fuhr.

Vielleicht würde es doch noch ein gutes Ende nehmen, überlegte ich, denn das Abenteuer, das auf mich wartete, hatte gerade erst begonnen. Ich gestand mir ein, dass die Umstände nicht dem entsprachen, was ich erhofft hatte und tadelte ich mich, klein beizugeben. Obwohl ich es nicht zugeben wollte, war ich stolz darauf, auf große Fahrt zu gehen. Ich musste eine Mission erfüllen, das hatte ich versprochen. Ein Junge in meinem Alter würde nicht oft die Gelegenheit haben, sich zu beweisen. Was sich dahinter verbarg, wusste ich nicht. Doch es muss etwas Einmaliges sein.

Bereits seit frühen Kindertagen konnte ich lesen und schreiben, zitierte die Sprüche der Väter und betete in Hebräisch. Ich wusste, dass ich gut war, nur nicht gut genug, um mich von all den anderen Jungen in der Cheder zu unterscheiden. Ich gab zu, dass ich mich in der Schulstunde vor dem Melamed fürchtete. Wenn er im Kaftan vor uns stand, gefror mir das Blut in den Adern. Fast immer sauste die Gerte hinab, wenn ein Schüler beim Vorlesen

stockte. Jedoch. Niemand wusste, wie mir wirklich zumute war. Ich lebte in einer ständigen Furcht vor der Gottheit, der ich es kaum Recht machen konnte. Ein einziges Mal hatte ich ihr getrotzt, als man mich zur Lateinschule brachte, in der ich meine Kenntnisse erweitern sollte. Dieses Vorhaben quittierte ich mit einem Fieberanfall. Als ich wieder auf den Beinen war, vergaß man die Idee.

Als die Schulen im Ghetto schlossen, gab es nur selten Unterricht. Und wenn, dann in einer der

Wohnungen oder Lagerschuppen, die viel zu eng für uns waren. Jetzt sehnte ich mich nach dem gleichförmigen Allerlei zurück. Damals hockte ich oft bei Zaide in der Werkstatt. Mutter liebte wie ich das Pochen der Uhren, die mit unserem Herzschlag eins zu sein schienen. Wenn ich bei Großvater auf den Knien saß und er mich in die Geheimnisse der tickenden Wunder einweihte, war ich glücklich.

Wie oft hatte ich das Lernen und Beten verflucht. Doch nun schien diese Zeit für immer verloren. Vielleicht ist es Gottes Barmherzigkeit, mich von all dem zu erlösen und auf große Fahrt zu schicken? Ein Glücksgefühl überkam mich, wenn ich daran dachte, die Sprüche der Weisen vergessen zu können – wenigstens für eine Zeit. Ich schloss die Augen. Wenn es mir gelänge, den Auftrag zu erfüllen und Königsberg zu erreichen, dann bräuchte ich mich nicht mehr dem Studium des Talmuds zu widmen. Diese Tatsache allein war es wert, sich zusammenzureißen und den Aufbruch zu wagen. Ich fasste Mut, mein gottgefälliges Leben für eine Zeit aufzugeben und atmete auf. Die Knaben in der Schule würden es kaum glauben, wenn ich ihnen von meinen Abenteuern erzählen würde.

Endlich setzte sich der Zug in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller fuhren wir dahin. Mutter beugte sich zu mir herab, zog die Mütze tiefer in mein Gesicht und schloss den oberen Knopf meiner Jacke. Der eisige Luftzug des Gegenzuges traf uns unvermittelt. Meine Zähne schlugen vor Kälte aufeinander. Mutter nahm ihren Wollschal und wand ihn mir um den Hals. Fensterzeilen flimmerten und verschwanden ebenso schnell, wie sie aufgetaucht waren. Häuserschatten, Straßenlampen blitzen auf und verloren sich im Grau.

Jetzt säumten Kiefernwälder die Strecke. Ein süßlicher Geruch wechselte zu Rauch und drang in den Waggon. Der Brandgestank war atembeklemmend.

Die Mütter legten ihre Hände vor die Gesichter der Kinder, um sie zu schützen. Einige würgten. Das Weinen und Schluchzen wurde lauter. Der Zug setzte die Fahrt herab und bremste. Unter meinen Füßen ruckte es. Wir fuhren auf anderen Gleisen. Bereitete sich der Zugführer auf einen Halt vor? Um besser sehen zu können, kauerte ich mich vor den Türschlitz. Güterwagen standen auf dem Abstellgleis, daneben ein Lokschuppen, ein Bahnbetriebswerk auf der anderen Seite des Bahndamms. Ein doppelter Zaun aus Stacheldraht begrenzte ein Gelände, das von Westen nach Osten hin anstieg. Hinter einer Baumgruppe entdeckte ich ein Wachhaus mit SS-Posten davor. Auf einer Birkenallee marschierten ukrainische Wachmannschaften zu einem Bretterhaus mit Rampe. Ich erkannte sie an ihren Uniformen.

Ein zweifaches Bahngleis führte in ein Lager hinein. Ein Gleis zweigte von der Hauptstrecke ab, über ein anderes fuhren die Züge über eine Drehscheibe zu einer Reihe von Baracken.

In einem der Schuppen stapelte ein Arbeitskommando Kleiderbündel übereinander, die bis zur Decke reichten. Männer schleppten Koffer und andere Habseligkeiten zu einem Verschlag.

An der Fassade des Stellwerks las ich das Wort Belzec, in großen Lettern geschrieben. Ich hatte genug erkundet und kroch zu Mutter zurück.

Schon glaubten wir das Ziel erreicht zu haben, doch der Zug verließ die Hauptstrecke nicht und schnaupte voran. Noch eben hatten die Menschen gebetet, geweint und geschrien. Nun wurden sie

von einer Lethargie erfasst, die sie erstarren ließ. Nach und nach sprach niemand mehr. Nur die Scharfsichtigen erkannten, dass der letzte Abschnitt unserer Reise gekommen war und dass die Aussicht nicht im Lager Belzec gelandet zu sein, eine fragwürdige Erkenntnis war.

Der Zug hastete seinem Ziel entgegen.

Eine Wolkenwand am westlichen Himmel kündigte Unwetter an. Wie ein Messer durchschnitt der Zug den Landstrich. Kurz vor einer Brücke verlor er an Fahrt. Zu meinem Erstaunen lächelte Großvater. Die Kümmeris, die mich bedrückte, flog davon. Großvater und Mutter flüsterten miteinander. Ich zupfte an Mutters Kleid und fragte nach.

Sie beruhigte mich, indem sie vorgab, glücklich zu sein.

„Warum bist du noch hier, Moshe?“, fragte Großvater und schlug einen scherzhaften Ton an. Ich warf Mutter einen nervösen Blick zu. Zaides Augen zuckten und er brummte dabei, wie es seine Art war. Ich verstand die Frage nicht. In meinem Hals formte sich ein Kloß. Mit Scham und Entsetzen spürte ich, wie mir eine Träne die Wange herunterlief. Wollten Zaide und Mame ohne mich weiterfahren? Vergeblich tastete ich nach einem Taschentuch, konnte es nicht finden und wischte mein Gesicht mit dem Handrücken ab. Meine Augen suchten die von Mutter, doch zu meinem Schrecken wandte sie sich ab.

Die Abenddämmerung kam näher und hüllte uns ein, bald würde es Nacht sein. Noch konnte das Licht durch die Ritzen des Waggons dringen. Nicht lange und es würde verlöschen.

Jäh hob Großvater die Stimme und verkündete: „Du musst jetzt aussteigen. Deine Mutter und ich fahren weiter und du, Moshe, du gehst nach Königsberg und suchst nach Clara, der Freundin deiner Mutter. Du kennst die Adresse. Das ist so abgemacht. Du bist doch oft in den Ferien bei Tante Clara gewesen und hast genörgelt, wenn du wieder nach Hause musstest. Komm nicht darauf, zurück zu deinem Vater ins Ghetto zu gehen. Du bist auf großer Fahrt und dein Vater erwartet dich nicht. Was soll er glauben, wenn du mir nichts dir nichts vor der Tür stehst? Sei ein Mann und trau dich was.“

Ich hatte den Eindruck, dass Großvater sich gern hinter der Pfeife versteckt hätte, wie er es sonst immer tat. Seine Stirn zog sich in Falten und sein Bart zitterte. Am liebsten hätte ich herausgeschrien: Ich habe keine Lust, allein auf große Fahrt zu gehen. Ich will bei euch bleiben. Immer.

Auf der einen Seite, wollte ich fort. Auf der anderen Seite, konnte ich mir ein Leben ohne Mame nicht vorstellen. Die Sache war eben die, dass mich niemand so verstand, wie sie. Ohne sie war ich noch nie gewesen. Was wäre, wenn ich nicht gehen würde? Wenn ich bei Mame bliebe?

Ich presste die Lippen aufeinander und begann zu weinen, erst leise, dann heftiger. Mutter tat es mir gleich. Sie schluchzte und zuckte zusammen, wie

ein Mensch, der keinen Ausweg mehr kennt. Ich versuchte sie zu trösten und streichelte ihr Haar, das unter dem Filzhut hervorquoll. Allmählich beruhigte sie sich und drückte mich so fest, dass ich aufheulte. Eine Zeitlang krümmte sie sich um mich, wie eine Schlange ihre Beute umschlingt, bis sie sich fasste und mich freigab. Einem Impuls folgend, öffnete sie ihr Kofferchen und stopfte Hemden und Unterwäsche in meinen Schulranzen. Trotz der Kälte war ihr Gesicht puterrot geworden. Großvater gebot ihr Einhalt, indem er ihre Hand nahm und seufzte: „Wenn Moshe leben soll, musst du ihn gehen lassen.“

Schweigend leerte Mutter den Ranzen und legte das Nötigste hinein, obenauf ein Säckchen mit Brot. Sie liebte meine Kippa, mein Käppchen, das sie selbst bestickt hatte, wie es Brauch war. Sie wollte es zu den anderen Sachen legen, doch Großvater nahm es ihr wortlos aus der Hand und steckte es fort.

Mit einem Male änderte sich ihr Gesichtsausdruck und ihre Augen blitzten, so als ob etwas in der Luft lag. Natürlich hatte ich Lust, auf Fahrt zu gehen. Nur in diesem Fall, sagte ich mir, blieb sie mit Großvater zurück. Ich ging allein auf große Fahrt und das war nicht so abgemacht. Ich fühlte mich müde und zerschlagen. In meinem Innern wehrte ich mich, doch das Gefühl etwas Neues zu erfahren, belebte mich.

Mit einer Unbekümmertheit, die ich von Großvater nicht kannte, kramte Zaide nach der Taschenuhr und legte sie mir in die Hand. Ich fürchtete, sie fallen zu lassen. Mir war abscheulich zumute. Großvater hatte sich noch nie von dieser Uhr getrennt. Ich wusste, wenn er es tat, bedeutete es nichts Gutes. Die Kälte des Golddeckels fraß sich in mein Fleisch. Grabeskalt. Meine Kehle zog sich zusammen. Plötzlich schmerzte die Finsternis, ich roch den Gestank der Leiber und fühlte den Schmutz auf meiner Haut. Um mich verschwammen die Gesichtszüge der Menschen und verwandelten sich in Masken. Minute für Minute verstrich. Ihr Atem gefror. Eiskristalle setzten sich auf Mantelkragen, auf Augenbrauen, auf ihre Lippen. Trotz der Kälte glaubte ich zu ersticken, wider Willen zog es mich fort, heraus an die Luft, unter die Sterne. Vielleicht wartete wirklich etwas Besonderes auf mich. Und doch hatte ich Angst, furchtbare Angst. Ich biss mir auf die Lippen, versteckte die Uhr in der Innentasche meiner Joppe und nickte entschlossen. Wenn

es sein musste, würde ich gehen. So schwer es mir fiel.

Ein Pfeifen der Lokomotive ertönte und schreckte mich auf.

Bei dem letzten Halt hatten sie einen Toten herausgeholt. Der Spalt der Schiebetür des Waggons verschob sich. Der Griff, der fest mit der Wagentür verbunden war, ruckte nach vorn und verblieb dort. Dadurch hatte der Durchlass eine größere Öffnung bekommen.

Unterm Griff befand sich das Loch, das mit einem Vierkant verschlossen war.

Der Zug stürmte voran und kreuzte einen Bahnübergang, an dessen Schranke eine Militärkolonne wartete.

„Viel Zeit bleibt nicht mehr“, wandte sich Mutter mit heiserer Stimme an mich. „Gleich muss du springen.“ „Jetzt noch nicht“, raunte Großvater. „Wir sind zu schnell.“

Mame war nahe am Weinen. Behutsam strich sie über meine Mütze, den Mantel, prüfte den Sitz der Handschuhe und des Schals. Großvater legte beide Hände über meinen Kopf zusammen und segnete mich: „Lang sollst du leben in Gottes Gnade.“

Die Nacht wurde dunkler. Schienenstränge liefen neben dem Zug her. Die Lok legte sich in die Kurve, die Waggons hinterdrein und bog von der Hauptstrecke ab. Dunkel. Nur in der Ferne blinkten Lichter hinter der Silhouette der Wälder. Es hatte zu schneien begonnen. Der Zug verlor an Fahrt. Einzelne Gehöfte tauchten auf, ein Hund bellte.

„Du musst es versuchen. Du gehst mit ihm“, befahl Großvater meiner Mutter und zerrte sie zu den Spalt, der viel zu eng für sie war, um hinaus zu springen. Einen Augenblick bildete ich mir ein, dass Mame mit mir gehen würde. Angesichts dieser Aussicht fühlte ich mich wohler, bis mir klar wurde, dass nur einem Kind, der Absprung gelingen würde. Großvater raubte ein Anfall von Schluchzen die Sprache. Dann schwankte er wie betrunken voran, stieß um sich, machte sich breit und lotste Mutter und mich zum Durchlass. Mutter verstummte, erschreckt durch das Entsetzen, das sie erwartete.

Steinerne Pfeiler säumten die Strecke. Der Fluss musste nicht mehr weit sein. Der Schienenstrang führte durch ein Sumpfgebiet. Nirgendwo ein Licht. Immer langsamer fuhr der Zug, der in Kürze die Eisenbahnbrücke überqueren musste. Der Bahndamm wurde höher. Ich musste jetzt springen. Der Zug fuhr Schritt. Der Bahndamm stieg an.

Im Westen schob sich ein blasses Band zwischen Himmel und Erde. Mutter hielt mich fest und schrie. Ich zwängte mich durch die Öffnung, unter mir der Abgrund. Mein Herz stockte. Mit Schwung umklammerte ich den äußeren Griff voller Eiskristalle. Ich witterte Gefahr. Mich packte die Angst, herunterzufallen. Würde ich es schaffen? Das Zischen des Eiswindes rauschte. Schnee gefror, blies mir entgegen. Geklikker. Klick. Und wieder. Klick. Schienenstränge zweigten ab. Unter mir die Tiefe. Die malmenden Räder. Die Schwärze. Die Nacht.

Der Fahrtwind riss mir die Mütze herunter. Eis setzte sich in meinen Haaren fest. Meine Ohren gefroren in sekundenschnelle. Aus meinen zusammengekniffenen Augen quollen Tränen, die sich in Reif verwandelten. Von fern hörte ich Schreien und immer wieder „Spring, spring“. Der Zug brauste voran. Telefondrähte stiegen vom Boden hinauf zu den Masten, sanken hinunter und schossen hinauf. Ich fühlte meine Finger nicht mehr, die den Griff umklammerten. Zuletzt rief ich: „Mame. Mame.“ Doch meine Stimme überschlug sich und wurde fortgetragen. Meine Füße verloren den Halt. Der Zug klapperte, donnerte und quietschte. Bremste er? Und wirklich nahm er das Tempo zurück und fuhr Schritt. Das Rauschen wurde unerträglich. Ein Wirbel erfasste mich. Der Stoß war so heftig, dass ich mich nicht halten konnte und mit dem Schneestaub davonflog.

Der Zug ratterte vorwärts.

Die glühenden Punkte der Schlusslichter entfernten sich mehr und mehr. ■

**Chandal Meirelles Nasser****Un jour de méduses**

Pas de méduses steht auf der Tafel der Lebensretter am Eingang zum Strand. Und noch einmal auf Englisch, um die Aussage zu bekräftigen: No jellyfish. Und trotzdem sind sie da und sorgen unten den Badenden für Aufregung. Bis zum Bauch weilt sie im Salzwasser und beobachtet einen der treibenden Körper. Ein Körper ist es nicht wirklich, viel eher weichgespannte, glitzernde, sich fortbewegende Haut. Auch treiben ist nicht der richtige Ausdruck für dessen Bewegung. Die lebende Silhouette schwimmt aktiv und elegant im Wasser, bewegt sich um das innere Wasser herum und stößt Wasser nach hinten aus. Schwer zu sagen, wer von wem umhüllt ist, das Wasser von der Qualle oder sie vom Wasser. Sie hat die Weite in sich und durch ihre Transparenz ist sie da und auch wieder nicht da. Vielleicht stimmt die Tafel am Strand ja doch: aujourd'hui pas de méduses.

Das Tier zieht sich leicht zusammen und dehnt sich wiederum fast gleichzeitig aus. Das Meer ist in ihm und es im Meer. Die Betrachterin weiß, dass sie gerade die Zartheit in ihrer klarsten möglichen Form erlebt: ein flüssiger Lebensfunke, die dünne Membran eines Wesens aus einer fernen Zeit, so überirdisch perfekt, dass es fast so ist, als ob es die Vergangenheit deuten und die Zukunft voraussagen könnte. Hast Du für mich ein paar knusprige Krabben, mein Kind, dann sage ich Dir die Zukunft voraus. Und trotzdem bliebe es, weil es die Zeiten überdauert, von prophezeiten, menschlichen Schicksalen unberührt.

Die Gefahr, die von der Qualle ausgeht, ist eine virtuelle, eine vorhandene Möglichkeit, die wahrscheinlicher ist als zum Beispiel die, dass sie plötzlich wegfliegen würde, aber nur eine Möglichkeit. Anziehungskraft und Vorsicht stehen im Widerstreit.

Plötzlich spürt sie Lehmbatzen an ihren Füßen kleben. Sie weißt nicht, warum sie ausgerechnet an Lehm denken muss, an Masse, Relief und Körperlichkeit, an ihren eigenen Körper, der, obwohl halb im Wasser, keine Leichtigkeit erlebt. Sie taucht ein und versucht Haut und Haar von Sand zu befreien. Beim Auftauchen findet sie keine Spur der Qualle mehr. Sie schwimmt hinaus, weg vom Land, und

das klare Wasser wird mit jeder Armbewegung dunkler. Muskeln arbeiten schwerfällig und altern.

## II

Die Dame mit der Badekappe singt lauthals und schön, als sie im Wasser entschieden in Richtung der kalten Tiefe marschiert. Ihre Augen strahlen aus faltigen Zügen. Den erstaunten Badenden, die sie auf ihrem Weg trifft, erklärt sie, dass sie mit dem Singen den Moment hinauszögern möchte, in dem sie ins Wasser eintauchen muss.

## III

Eine englische Familie sitzt auf Tüchern am Strand. Die magere Teenager-Tochter liest den Eltern und dem Bruder aus einem Buch vor. Ein paar Meter von der Familie entfernt kann die Betrachterin zwar die einzelnen Worte nicht hören aber deren Melodie. Es klingt nach Vertrautheit. Als das Mädchen ins Wasser geht, fragt die Mutter den Vater besorgt: Does she strike you as underweight?

## IV

Der ältere Herr kommt aus dem Wasser mit einer Handvoll kleiner, runder Steine und wirft sie sanft nacheinander auf den Rücken seiner auf dem Bauch liegenden Frau. Manche Steine treffen das Ziel, andere landen neben ihr wie purzelnde Bergkiesel. Die Frau dreht ihren Kopf ein paar Zentimeter hoch und schaut über ihre Schulter zu ihm auf. Weiter äußert sie sich nicht, aber später, bevor sie den Strand verlässt, sammelt sie die geworfenen Steine und lässt sie mit einem Lächeln in ihre Tasche fallen. Sie sind trotzdem nicht anders als jeder andere Strandstein.

## V

Am Ende des Nachmittags beobachtet ein Junge, wie ein Ball immer wieder an den Strand gespült wird. Seine langen, dünnen Beine sind gekreuzt. Im weichen Abendlicht sieht er aus wie eine sehnsüchtige Silhouette, die sich gen Himmel zu strecken scheint, ein bisschen so wie die kleine Qualle des Vormittags in Beziehung zu dem die Weite übertreibenden Meer.

## Weitere Konversationen

IEin Vater und zwei junge Söhne kommen herein. Die Jungen haben dunklere Haut als der Vater, dicke Augenbrauen und schöne, mandelförmige Augen. Der ältere Junge fragt sie etwas, sie antwortet. Der Knabe dreht sein Gesicht zu seinem Vater hoch

und übersetzt ihre Antwort in eine Sprache, die sie nicht kennt. Daraufhin sagt der Vater ihm etwas in dieser fremden Sprache, der Junge übersetzt es sofort, schließt seine Aufgabe mit einem Lächeln ab. So reden sie eine Weile miteinander, zu dritt oder zu zweit? Denn Vater und Sohn sind eine einzige Stimme, nur in verschiedenen Stimmlagen und zeitlich versetzt.

Den Wechsel der Richtungen, zum Vater, zu ihr, und die Umstellung zwischen den zwei Sprachen schafft der Junge mühelos, wie wenn er gar keine andere Form des Austausches kennen würde. Ihm fehlen nie die Worte. Das übersetzende Kind bringt den Vater zuverlässig ans andere Ufer, an ihres, und sie an seines: Eine gewaltige Aufgabe für einen so jungen Fährmann. Obwohl sie den Kleinen bewundert, wünscht sie ihm, er dürfte sich auch mal treiben lassen.

II  
Mitten im Schwimmbad unterhalten sich drei Menschen. Es könnten Mutter, Tochter und Schwiegersohn sein. Die Frauen ähneln sich sehr im Körperbau und Gesicht. Die Mutter redet am meisten und hauptsächlich zur Tochter gewandt. Die junge Frau spielt weiter im Wasser, lässt es spritzen, hängt sich an den Rücken ihres Mannes oder Freundes, versteckt ihr Gesicht hinter seinem Kopf, nutzt ihn als Schild, ist überall, nur nicht in Reichweite des mütterlichen Redeflusses.

III  
Nach den Terroranschlägen wird in einem Vorort von Paris ein Sprengstoffgürtel im Müll gefunden. Ist es möglich, dass der Terrorist, der diesen Gürtel trug, plötzlich seine Meinung änderte und deshalb seinen Gürtel wegwarf?

Was sagt sich dieser Mann, in diesem Moment drauf und dran eine Welt bersten zu lassen? Spreng mich in die Luft, spreng mich nicht in die Luft, wäre ein vorstellbares, einfaches Selbstgespräch im Rhythmus des eigenen Atems.

Der Terrorist als Täter ist nicht greifbar; er ist ein Scherenschnitt, ein unvollständiges, flaches Bild unter Scheinwerferlicht. Erst die Auswahlmöglichkeit, sich in die Luft zu sprengen oder auch nicht, macht ihn wirklich. Sicherheit und Überzeugung sind in diesem Fall explosiv. Der Zweifel birgt Menschlichkeit und Hoffnung.

IV  
In ihr Ohr schreiend wiederholt die Angst ihre Warnungen. Sie antwortet mit halblauter Stimme, murmelt dicht an dem sauberen Ohr der Botin, dass sie verschwinden möge. Eine sinnlose Rede: Sie hört sie offenbar nicht. Sie selbst dagegen hätte die Angst auch dann noch gehört, wenn sie flüstern würde. Sie hat die Lippen ihrer Mutter.

V  
Auf dem Fahrrad fallen ihr immer alte Kinderlieder ein. Sie singt sie ganz leise vor sich hin, trotzdem schauen Passanten überrascht, wenn sie an ihnen vorbeifährt. Ihre naheliegende Erklärung ist, dass Kinderlieder wohl einen eingebauten Lautsprecher in sich haben und ihre Schallwellen sich in der Luft leichter als anderes verbreiten. In Wirklichkeit hört sie ihre eigene Stimme von innen und die innere Lautstärke ist eine andere.

VI  
Ihr Computer teilt ihr mit: Ihr Bücherkorbchen ist derzeit leer. Sie fragt sich überrascht, was für geheimnisvolle Botschaften in dieser Aussage stecken könnten. Außerdem liegt er falsch, denn alle verfügbaren Bücherkorbchen sind bei ihr ständig gefüllt.

VII  
Das Stimmeln ist nur natürlich. Erstaunlich, dass der Mund nicht öfter stammelt, passend zu den Gedanken, die auch nicht kontinuierlich kommen, sondern in kleinen Einfallsportionen, als Fragmente, die sich unordentlich und stockend in die Welt schmuggeln. Sie hat eigentlich gar nichts gesagt, sondern nur Schwarzpulver-Päckchen wahllos aufgereiht und sie dann entzündet. Das Gebiss im Wasser sagt auch nichts. ■

### Lauritz Müller

#### in fremden betten

##### # 1

wochenlang wundgelegen in fremden bettensch-  
lief ich ein als hotelgast oder terrakottasoldat

aus dem sandkasten erwachsen, von offizieller  
seite

geschickt marschierten wir damals im hinterhof

sprengel um sprengel im konvoi dem hinterland

der mittagsruhe entgegen. fußspuren und zwanzig  
meilen

vor kundus zum ersten mal dörfer senkrecht in der  
luft

fixierte schrapnelle oder sandkörner die

meine augen schmirgeln aus dem schutt

aus zweitausend yard entfernung eine scene her-  
vor:

die mutter die vom balkon zum essen rief

##### #2

in deiner asservatenkammer verwahrt verlerne ich  
die namen

der dinge draußen. die dinge drinnen beklebe ich  
mit zetteln

schreibe auf den tisch ‚tisch‘ auf den stuhl ‚stuhl‘  
auf den fernseher

‚welt‘ und dieses fremde bett ist nicht mehr fremd

nachts säuseln die wasserleitungen morsecodes in  
die stille

hinein sage ich die namen auf und lerne norm-  
größen

für briefsendungen und stadtpläne auswendig

tags dient mir die maserung der fugen als vorlage

für eine flusslandschaft und das krachen des venti-  
lators

simuliert großstadtverkehr wenn die rote ampel

der alarmanlage aufleuchtet und du kommst

sich deine nägel eingraben in meine wangen, weiß  
ich

die grenzen dieses raums bedeuten die grenzen  
meiner welt ■

### Erica Natale

#### Oma

Mit der Nachtmütze  
im Garten, Irrgarten  
die Beete ergünden  
barfuß im Regen  
Gespräche mit Gespenstern  
in ihrem Haus  
die Ahnen an der Wand  
die Mutter im Grab  
immer kürzer der Weg  
in die Vergangenheit  
immer länger der Gang  
ins Nebenzimmer.

die Brille liegt auf dem Küchentisch  
mit Blick in Urwaldgipfel  
die Sätze wie Schlingpflanzen  
im Gespräch mit der eigenen Mutter  
Rapunzel wirft die Lianen aus  
und doch beißt niemand an  
der Klingelzug möchte stumm bleiben  
in diesem Haus voll Sprache. ■

Reif werden

Früchte wie grüne Steine  
ihr Aufprall klingt hart  
meine Kirschen zielen in den Kern  
kleine Geschosse ins Herz  
Knöpfe für Blattkleider, Laubgewänder  
künstliche Augen für Blindschleichen

**Cornelia Manikowsky**, geb. 1961, schreibt Kurzprosa und Erzählungen für Erwachsene und Kinder. Zuletzt erschienen das Kinderbuch „Hund!“, edition buntehunde, Regensburg 2013, das KunstDruck-Buch „ALLES“, Kurzprosa mit Lithografien von Muriel Zoe, Verlagsgesellschaft der Stiftung Historische Museen, Hamburg 2017 sowie „und an die Liebe denke ich“, Kurzprosa, Niederstetten 2017. Cornelia Manikowsky erhielt mehrere Preise und Stipendien, u. a. beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt und in der Akademie Schloss Solitude in Stuttgart. Zuletzt war sie mit einem Arbeitsstipendium der Kulturbehörde Hamburg im Château de Justiniac in Frankreich. Sie hat Literaturwissenschaft, Geschichte und Psychologie studiert und arbeitet als Seminarleiterin, DaF-Dozentin und Lektorin. [www.manikowsky.de](http://www.manikowsky.de)

**Heiner Feldhoff**, geboren am 27. Mai 1945 in Steinheim/Westfalen. Aufgewachsen in Duisburg. Studium der Germanistik und Romanistik in Münster. Realschullehrer und Schriftsteller mit Wohnsitz in Oberdreis/Rheinland-Pfalz. Bis 1996 im Schuldienst. Lebt heute in Oberdreis/ Westerwald.

Auszeichnungen: Förderpreis des Landes Rheinland-Pfalz (1985) – Joseph-Breitbach-Preis (1996) – Sonderpreis beim rheinland-pfälzischen Buch des Jahres, für: Kafkas Hund (2002)

Selbstständige Veröffentlichungen: Ich wollt, ich wär der liebe Gott. Gebrauchtgedichte. Darmstadt: Bläschke [1976; Illustr.] – Wiederbelebungsversuche. Gedichte. Horn-Bad Meinberg: Verlag der Manufactur 1980 – Die Notwendigkeit, bibbernd zusammenzurücken. Gedichte [Hg.: G. Krall, K.-

**F. Geissler**]. Landau/Pfalz: Pfälz. Verlagsanstalt 1984 – Als wir einmal Äpfel pflücken wollten. Gedichte. Stuttgart: Spectrum 1985, 1986 – Tuchfühlung. Gedichte. Rhodt unter Rietburg: Verlag Junge Literatur 1986 – Mehr Licht! Notizen aus der Provence. Mainz: Hempel 1987 [Illustr.] – Vom Glück des Ungehorsams. Die Lebensgeschichte des Henry David Thoreau. Weinheim/Bergstr.: Beltz & Gelberg 1989 – Paris, Algier. Die Lebensgeschichte des Albert Camus. Ebd. 1991, 1997, [1998] – Waffelbruch oder Was allen in die Kindheit scheint. Blieskastel: Gollenstein 1996 – Kafkas Hund oder

der Verwirrte im Sonntagsstaat. Kürzestgeschichten. Tübingen: Klöpfer und Meyer 2001 – 500 Jahre Lautzert. 1502 – 2002 – und warum alles mit einer Kuh anfang [Festschrift]. Hg. mit E. Hoffmann u.a. Lautzert 2002 – Landzungen. Notizen aus nichtigem Anlaß. Neuwied: Blum 2003 – Festschrift anlässlich der 750-Jahr-Feier von Oberdreis. 1253 - 2003. Hg. mit G. Helm. Oberdreis 2003 – Der löchrige Himmel. Erzählungen. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel 2005 – Nietzsches Freund: die Lebensgeschichte des Paul Deussen. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2008.

**Antje Doßmann**, geboren 1967 in Berlin, ausgebildete Diplombibliothekarin, promovierte Germanistin, arbeitet als Kultur-Journalistin und freie Autorin vor allem für die Bielefelder Neue Westfälische, aber auch für verschiedene Zeitschriften und Online-Portale. Schreibt Lyrik und Kurzprosa, übersetzt aus dem Französischen. Mitglied der Bielefelder Autorengruppe, deren Anthologie „Flüsse ausgraben“ (TPK Verlag) sie herausgab. Weitere Veröffentlichungen: „Die Gegenwart der Tiere“ in: „Risikoanalyse“ (Poetenladen). Zuletzt erschienen: „Nur die ganze Welt“: Lyrikprojekt (2016).

**Bettina Fügemann** veröffentlichte Kurzgeschichten in unterschiedlichen Anthologien, Zeitungen und Zeitschriften; 2006 erschien ihr erster Roman „Mückenballett“, Biografien über das Haus Anhalt folgten. Als Drehbuchautorin trat sie mit der Dokumentation über eine „Nationalpolitische Bildungsanstalt“ hervor. Ihr Buch „Ich suche eine neue Mutti – Kinder in Sachsen-Anhalt als Opfer der Vertreibung von 1945-1951“ erschien 2015 im Mitteldeutschen Verlag. Die Autorin lebt mit ihrer Familie im Harz.

**Chandal Meirelles Nasser**, geboren 1958, in Curitiba, Brasilien; seit 1995 in Deutschland.

Von Beruf bin ich Humanbiologin, habe in Deutschland promoviert und war zehn Jahre lang in einer südbrasilianischen Universität als Dozentin für Humangenetik und Humanevolution tätig. Meine frühe Leidenschaft für Sprache und Literatur hat mich diese ganze Zeit hindurch begleitet.

## BIO – BIBLIOGRAPHIE

Ich bin Autorin von zwei in Brasilien veröffentlichten Gedichtbänden: „Os mil domingos“ (Tausend Sonntage), Massao Ohno Editora, São Paulo, 1985, 80 S., und „A alma não encolhe na chuva“ (Die Seele schrumpft nicht im Regen), Editora da UFSC (lektoriert durch den Universitätsverlag der Bundesuniversität Santa Catarina, Brasilien), Florianópolis, 1993 (CDU869.0(81)-1), 118 S. Nach der Übersiedlung von Brasilien nach Deutschland bekam ich 1996 ein Stipendium des Schleswig-Holsteinischen Kultusministeriums für einen Arbeitsaufenthalt im Künstlerhaus Kloster Cismar an der Ostsee. Nach der Geburt meines ersten Kindes, Ende 1996, folgte eine sehr lange Schreibpause.

Seit 2010 schreibe ich wieder Prosa und Lyrik sowohl auf Deutsch als auch auf Portugiesisch. Ich bin Preisträgerin des Hildesheimer Lyrik-Wettbewerbs 2012. Meine Geschichte „Ohne Worte“ wurde in der Anthologie „Zugewandert“ (Wißner-Verlag, Augsburg, 2012, ISBN 978-3-89639-894-9) veröffentlicht. Das Gedicht „Lichtquantenspiele“ erschien Ende des Jahres 2012 in der Frankfurter Bibliothek („Das Neue Gedicht“; Hrsg. Klaus F. Schmidt-Mâcon und Leopold von Emden). Die Erzählung „Dreisatz“ erschien 2016 im Förderband 15 des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg („Von Aprikosen und Angsthasen“, Lindemanns Bibliothek, Hrsg. Astrid Braun, ISBN 978-3-88190-921-1).

**Lauritz Müller**, geboren am 07. April 1992 in Bangkok, Thailand. Seit dem 2. Lebensjahr in München aufgewachsen, Studium der Psychologie in Eichstätt, Ingolstadt und Bariloche, Argentinien.

Derzeit Abschlussarbeit und anstehendes Promotionsprojekt im Bereich der Klinischen Psychologie. Er schreibt hauptsächlich Lyrik und Kurzprosa mit Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien, nebenher arbeitet er unter anderem als freier Autor für verschiedene Websites. Seit 2017 als Merck-Stipendiat Teilnehmer der Darmstädter

Textwerkstatt unter Kurt Drawert. Finalist um den Hattinger Förderpreis für junge Literatur 2017.

**Erica Natale** wurde 1973 in Turin / Italien geboren. Abitur und Studium der Germanistik und Italianistik in Augsburg. Seit 2004 lebt sie und schreibt sie in Bielefeld. Vier Gedichtbände seit 2007, zuletzt erschienen: „Buch der Tagträume. Erzählungen“ (Wiesenburg 2017), ferner Texte in der Anthologie des Schwäbischen Literaturpreises (2012 und 2015), in Bielefelder Zeitschriften (Tentakel, Drosophila, Sigg-Magazin), auf „Lesefutter“, sowie beim Literaturautomat Basel. Sonderpreisträgerin des Hildesheimer Lyrikwettbewerbs 2009, Poesiealbum neu-Preis 2017 der Gesellschaft für zeitgenössische Lyrik Leipzig.

## Stuttgarter Hefte

Nr. 1 Literatur in der Erwachsenenbildung

Nr. 2 New Age

Nr. 3 Fortbildung 1988/1989

Nr. 4 Von der Bibel lernen

Nr. 5 Bildende Kunst

Nr. 6 Fortbildung 1989/1990

Nr. 7/8 Treffpunkt Alleinerziehende

Nr. 9/10 Ökologie lernen

Nr. 12/13 Ehe und Familie

Nr. 14/15 Altenbildung

Nr. 17/18 Frauenbildung

Nr. 20 Fortbildung 1993/1994

Nr. 21 Fortbildung 1994/1995

Nr. 22 Fortbildung 1995/1996

Nr. 23 Mutter-Kind-Gruppen

Nr. 24 Fortbildung 1996/1997

Nr. 25/26 Feministische Frauenbildung

Nr. 27 Offene Erwachsenenbildung in katholischer Trägerschaft

Nr. 28/29 Religiöser Tanz

Nr. 30 Fortbildung 1997/1998

Nr. 31/32 Gotteskrise?

Nr. 33/34 Dokumentation 25 Jahre Diözesanbildungswerk

Nr. 36 Fortbildung 1997/1998

Nr. 37 Älter werden Leben gestalten

Nr. 38/39 In Beziehungen leben – Familie zwischen Chaos und Utopie

Nr. 40/41 Den Rollenwandel begleiten

Nr. 42/43 Im Übergang dazwischen

Nr. 44/45 Schattenfrauen und Lichtgestalten Eine Arbeitshilfe

Nr. 46/47 Heilen

Nr. 48/49 Glaubenssache. Zum Abschied von Dr. Wolfgang Wieland

Nr. 50/51 Alle meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben ...

Nr. 52/53 begegnung:nähe:genießen

Nr. 54 40 Jahre Katholische Erwachsenenbildung

Nr. 55/56 Literaturheft – mensch.werden.lernen

Nr. 57 DenkMalBildung

Nr. 58 Literaturheft – Suche nach der verlorenen Sprache

Nr. 59/60 Michael Krämer: Von Menschen, Dingen und Gedanken

Nr. S 20 Jahre Bildungswerk (Sondernummer)

Nr. S Handbuch Qualitätsentwicklung (Sondernummer)

Nr. S Das geschriebene Wort bleibt (Sondernummer)